

›Jüdischer Salon‹ und ›Deutsche Tischgesellschaft‹

Zur aktuellen Rezeption grenzüberschreitender literarischer Geselligkeit in Literaturwissenschaft und Museum

Hannah Lotte Lund

»Die Kultur braucht das Gespräch.« (Motto des Salon Diversity 2020)

»Was ist interessanter als ein neuer Mensch?« (Rahel Levin Varnhagen 1795)¹

Der literarische Salon um 1800, auch je nach Disziplin und Zugriff als ›Berliner Salon‹ oder ›jüdischer Salon‹ bezeichnet, ist seit seiner Entstehungszeit und bis heute ein Modellfall für die Möglichkeiten und Grenzen der Begegnung mit (dem) Anderen. Da es sich per definitionem um eine gemischte Geselligkeit handelt, die meist auf Initiative einer Frau Menschen unterschiedlicher Herkunft und Konfession, verschiedenen Geschlechts und Standes zum Austausch zusammenbringt und eng mit verschiedenen Formen literarischen Ausdrucks verbunden ist, lässt sich beim Salon in mehrfacher Hinsicht fragen, wie die Diversität der Treffen realisiert, wie sie von den Beteiligten in Briefen und literarischen Texten reflektiert wurde. Forschung und Rezeption lassen sich daraufhin befragen, inwieweit der Salon als Modell für ein Miteinander einer heterogenen Gesellschaft gesehen wurde und wie er heute wieder als ein solches Modell befragt werden kann. Anders als andere Phänomene literarischer Geselligkeit ist der Berliner Salon um 1800 dabei aus mehreren Gründen ein besonders brisantes Diversitäts-Modell: Erstens wurden und werden die beteiligten Frauen seit ihrer Lebenszeit als Galionsfiguren verschiedenster Emanzipationsbewegungen diskutiert, gepriesen und geschmäht. Zweitens waren die Salons in ihrer Zeit ›um 1800‹ selbst Diskussionsforen der zeitgenössischen Emanzipationsbewegungen, im Sprachgebrauch der Zeit der »bürgerlichen Verbesserung der Juden« und »der Weiber« (vgl. von Hippel 1792, von Dohm 1781). Das heißt, Gleichstel-

1 Die Motti nach: Nikolas Nowack (Salon Diversity 2021) und Rahel Levin Varnhagen (Brief an Gustav von Brinckmann vom August 1795, in: Varnhagen 1983, Bd. 1: 144).

lungsprozesse wurden von den Teilnehmenden reflektiert und zum Teil aktiv mitgestaltet. Drittens aber ist besondere Vorsicht geboten, da der Begriff ›Salon‹ keine Eigenbezeichnung und kein historisches Phänomen bezeichnet, sondern retrospektiv geprägt wurde für verschiedene Erscheinungsformen, und so immer bereits eine Rezeptionsperspektive mitschwingt.

Die jüdischen Gastgeberinnen in Berlin um 1800 selbst haben – was nicht genug betont werden kann, da es möglicherweise symptomatisch für das Phänomen selbst ist – ihren Geselligkeiten keinen fixen Namen gegeben, auch keine ›Rezepte‹ in Form von Gästelisten oder Erinnerungen überliefert. »Es geschieht etwas, das in der Schwebelage gehalten wird.« (Hahn 1997a: 232)

Die Deutsche Tischgesellschaft hingegen war eine bewusst gegründete, mit Statuten und Vereinszweck versehene Geselligkeitsformation der Berliner Romantik. Hier war die Mischung ein eingestandenes Experiment, »ob eine gemischte Gesellschaft aus vielen trefflichen aber einander wenig bekannten Menschen zur gemeinsamen Beratung über Gesetze und zur gemeinsamen Lust führen könnte.« (Arnim 1992: 481, vgl. Matala de Mazza 2009: 283) Die Alleinstellungsmerkmale waren aber die damit einhergehenden Inklusions- und Exklusionsmechanismen. Neben dem Patriotismus und Ausschluss von Frauen einte die Gesellschaft eine aktive Gegnerschaft gegen Philister und Juden. Beide wurden in Tischreden als Gefahren für die Gesellschaft konstruiert, ein »Kampf« gegen sie angekündigt und rhetorisch nachhaltig angegangen.

Die Zeit ›um 1800‹ bezeichnet eine Gesellschaft und eine Kultur im Umbruch. Unabhängig davon, ob man die Jahrzehnte zwischen etwa 1770 und 1820 als zwischenepochale ›Sattelzeit‹ oder ›neuständische‹ Epoche eigenen Rechts betrachtet (vgl. Koselleck 1979, Blänkner 2019), sind gesellschaftliche Umstrukturierungsprozesse das markante Charakteristikum, und daher entwickeln sich soziale und kulturelle Vergesellschaftungsformen spezifisch für diese Zeit. Kulturhistorisch gesprochen sind es die Jahrzehnte zwischen Aufklärung und Biedermeier, oder sozialhistorisch ist es die Phase, in der »alles Ständische und Stehende verdampft« (Marx/Engels 1848: 5) und in Preußen eine standesübergreifende Bildungselite als Vorläufer des Bildungsbürgertums entsteht, aus deren Mitgliedern sich etwa Salons und Tischgesellschaft formieren.

Beiden Phänomenen gemeinsam ist, dass sie aus der historisch gegebenen tatsächlichen Vielzahl verschiedenster Geselligkeitsstrukturen um 1800 herausgehoben werden als exemplarisch gelungene und verfehlte Beispiele des Miteinanders – und dabei etwa traditionell als Gegenmodelle verstanden werden, die jeweils eine Epoche oder Geisteshaltung symbolisieren: Es wurde und wird – wenn man aus der Fachliteratur und einer darauf aufbauenden populären Rezeption ein Master-narrativ destillierte (vgl. Lund 2012) – der Salon bis heute als kurzlebige utopische Modell beschrieben, welches ab ca. 1780 aus dem Geist der Aufklärung und/oder Romantik heraus grenzüberschreitende Begegnungen u. a. zwischen Juden und Nicht-

juden, Männern und Frauen ermöglichte, das sich aber mit dem Einzug Napoleons 1806 und dem Wiedererstarken des Nationalismus in seiner Essenz auflöste bzw. zu ästhetischen Tees erstarrte. Die 1811 gegründete Tischgesellschaft wird überwiegend als ›Gegenentwurf‹ zum Salon verstanden, insofern hier Frauen, Juden und Franzosen explizit ausgeschlossen waren. Sie wird damit zum Symbol der einsetzenden Reaktion oder Vorläufer einer neuen, sich verhärtenden Gesellschaftsordnung. De facto gab es aber, und das macht die Konstellation für die Deutung der Zeit interessanter, keinen harten Bruch oder Umschwung zwischen den beiden Phänomenen, sondern zahlreiche personelle Überschneidungen der Kreise, ein zeitliches wie personelles Ineinandergreifen. So wie etwa der Gründer der Tischgesellschaft, Achim von Arnim, als Gast der Saloniere Sara Levy sich in deren Haus verlobt hatte, Friedrich Schleiermacher der älteste und beste Freund von Henriette Herz regelmäßig Gast der Tischgesellschaft wurde (aber ihr Freund blieb). Die These, dass die Tischgesellschaft ein ›Anti-Salon‹ ist (vgl. Hertz 1991), wird meistens geknüpft an die (unzutreffende) Annahme, dass die ›Berliner Salonkultur‹ eine etablierte einflussreiche Bewegung war. ›Berühmt‹ wurden Berliner jüdische Salons erst in der Retrospektive, eine bewusst sich formierende gruppierende Bewegung waren sie nie. Und auch die Tischgesellschaft war keine ›Bewegung‹ und kein Beginn einer Partei des 19. Jahrhunderts (sonst wäre sie nicht über 60 Jahre im selbigen in der Versenkung verschwunden), als vielmehr das Symptom einer Zeit, an das rückwirkend starke identifikatorische Ideen geknüpft wurden – ein Vorgang, den die Tischgesellschaft, paradoxerweise und unter entgegengesetztem Vorzeichen, mit den Salons gemeinsam hat. Betrachtet man die Interaktionen aus den Quellen um 1800 und vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Verschiebungen selbst, greifen die Bestrebungen der gesellschaftlichen Offenheit und die Abgrenzungsmechanismen viel weiter ineinander.

In der Forschung zur jüdischen und zur Emanzipationsgeschichte in Deutschland ist mittlerweile Common Sense, dass Abwehrkämpfe zum Prozess der Gleichstellung von Anfang an als »Nachtseite« (Erb/Bergmann 1989) dazugehören. In den Berliner Salons verkehrten Intellektuelle und Politiker, die sich an den zeitgenössischen Diskursen über die Frauen- und Judenemanzipation beteiligten, aber auch solche, die später Gründer und Gäste der ›Deutschen Tischgesellschaft‹ waren. Von *beiden* Gruppen und schon während der Hochphase der Salons sind antisemitische Ausfälle bekannt, die nach den Grenzen der Emanzipation und Toleranz fragen lassen, aber auch nach den Möglichkeiten fortgesetzten Dialogs. So wurden, als eines von zahlreichen Beispielen, Äußerungen des Stammgastes zahlreicher jüdischer Salons Gustav von Brinckmann über den »Egyptischen Stil« und vom »Auswurf an Gemeinheit, der in diesem Winter in ihrer Gesellschaft« geherrscht habe, mit Recht als Hinweis darauf verstanden, »wie wenig sogar in der ›Glanzzeit‹ des Salons davon abgesehen wurde, daß man mit ›Juden‹ verkehrte« (Hahn 1997a: 231).

Eben das Ineinandergreifen von Offenheit und Exklusion macht diese Konstellation aber für uns heute interessant: Angesichts der aktuellen, wachsenden gesellschaftlichen Sensibilität für Diversitätsfragen einerseits, die sich in wissenschaftlicher wie kulturpolitischer Hinsicht in Ausschreibungen ebenso wie Förderprogrammen ausmünzt, und andererseits zunehmender Identitätskämpfe, antisemitischer Unbedarftheit und Aggression, auch und gerade im kulturellen Bereich, stellt sich die Frage nach historischen Modellen dieser Ambivalenz neu. Wie kann man historische Projekte gesellschaftlicher Offenheit, die von Abwehr- und Diffamierungsprozessen begleitet wurden, in ihrer Ambiguität vermitteln und was bietet uns die Recherche nach solchen historischen oder literarischen Lösungen heute?

Die Unterscheidung zwischen dem Eigenen und Anderen und die Suche nach einer richtigen Umgangsform mit dem oder den Anderen sind, vermeintlich primär aus Respekt vor einer »anderen Identität«, in den letzten Jahren wieder zum Politikum geworden. Wie das jüngste Buch zur Alteritätsforschung zu Recht konstatiert, steht unsere Gesellschaft im Zeichen einer »inkluisiven ›Politik der Differenz‹, die alle einschließlich ihrer unabsehbaren Verschiedenheit anerkannt sehen will und niemanden ›zurück‹ oder ›draussen lassen‹« (Liebsch/Stegmaier 2022: 2). Dabei liegt der Fokus im aktuellen Humanitätsprojekt aber auf dem richtigen Umgang mit dem oder den Anderen – und zu fragen wäre, ob nicht die Orientierung auf etwas Gleiches, im Sinne des uns gemeinsamen, verbindend Menschlichen, diesem Projekt tunlicher wäre. Um mit Rahel Levin Varnhagen zu fragen: Was ist interessanter als ein neuer *Mensch*?

Beide Phänomene (Salon und Tischgesellschaft) verbindet, dass sie eine durch zahlreiche ideologische Inanspruchnahmen höchst widersprüchliche Rezeption erfahren, sodass ihre jeweilige Deutung sie zum Indikator gesellschaftlicher Offenheit späterer Epochen machte – bis heute. Salon und Tischgesellschaft sind in unterschiedlichen Gattungen literatur- und kulturproduzierende Kreise, sodass auch die Möglichkeit einer apolitischen Rezeption durchaus gegeben war und wahrgenommen wird. Literaturwissenschaftliche, historisch-kritische und politische Interpretationen, besonders der Tischreden, können bis heute gegensätzlich ausfallen. In beider Rezeptionsgeschichten sind (angenommene) Quellenverluste mit großer Legendenbildung verbunden, und der Einbezug wiederentdeckter oder ungedruckter Quellen hat sich für die Bewertung gerade im Umgang mit gesellschaftlichen Grenzen als essenziell erwiesen. Ebenso wie die Sammlung Varnhagen in Kraków als noch unausgeschöpftes Archiv deutsch-jüdischer Kulturgeschichte weiterer Erforschung harret, kann durch den sensationellen Fund zweier Protokollbände der Tischgesellschaft 2021 Antwort auf die Frage gesucht werden, ob der Antisemitismus der Anfangsjahre sich zur Grundlinie der Gesellschaft verfestigte.

Auf der Grundlage der aktuell vorliegenden, kritischen Forschungsberichte (vgl. Seibert 1993, Nienhaus 2003, Lund 2012) und aktueller Quellenforschung beleuchtet der vorliegende Beitrag die aktuelle Rezeption von Salon und Tischgesellschaft, be-

sonders in ihrem Umgang mit gesellschaftlicher Diversität. Forschung und Museum, als zwei vermittelnde Instanzen zwischen den »Originalen« und einer fachwissenschaftlichen wie breiteren Öffentlichkeit, werden befragt, aus welcher Perspektive sie Salon und Tischgesellschaft thematisieren und inwieweit emanzipatorische Fragen bzw. solche nach In- und Exklusionsmechanismen in der jeweiligen Rezeption thematisiert wurden. Zu fragen ist auch, ob das doppelte Jubiläum im Jahre 2021, das Festjahr zu 1700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland und der 250. Geburtstag Deutschlands ›berühmtester‹ Saloniere Rahel Levin Varnhagen neue Erkenntnisse brachte.

Die Erfindung des Salons

Die Mischung der Gäste in manchen jüdischen Häusern Berlins war bereits unter Zeitgenossen Thema. Aus dem Jahr 1801 stammt das viel zitierte Wort Jean Pauls, der diesen Winter in Berliner Salons verbrachte: »Gelehrte, Juden, Offiziere, Geheime Räte, Edelleute, kurz alles was sich an andern Orten (Weimar ausgenommen) die Hälse bricht, fället einander um diese, und lebt wenigstens freundlich an Thee- und Estischen [sic!] beisammen.« (Jean Paul, Brief an Karoline Herder, 12. Januar 1801, in: Paul 1960: 41)

Gerade mit Blick auf die ihn charakterisierende Diversität wurde dem Salon von Beginn an mit gleicher Intensität emanzipatorisches wie gesellschaftsgefährdendes Potential zugesprochen. Dabei war die Forschung keineswegs von vornherein an gleicher Teilhabe orientiert, sondern fragte im Sinne der großen kulturgeschichtlichen Darstellung zunächst nach den Möglichkeiten für die beteiligten Männer, denen im Salon ein alternatives Forum des Raisonnements zuwuchs und sie zu Wegbereitern der bürgerlichen Öffentlichkeit (vgl. Habermas 1990) machte. Als ›Leistung‹ der Saloniere wurde im Folgenden vermerkt, welche berühmten Gäste die Frauen um sich zu versammeln verstanden, auf die ihnen kultivierender oder fördernder Einfluss zu haben attestiert wurde. Dieser Erzählgestus des ›Männer wie verkehrten bei‹ hält sich bis heute, etwa wenn Rahel Levin Varnhagen 2021 als ›Influencerin‹ (Schmitter 2021) der deutschen Romantik Geltung erhält. Die Frauenforschung konnte an diesem Punkt, dem Umgang mit Dichtern und Denkern, anknüpfen und die Gegenfrage stellen, was dieser den Frauen gebracht habe. Mit der angenommenen Herausbildung einer öffentlichen und einer privaten Sphäre im Zuge der Industrialisierung galt der Salon mit seiner Definition als Geselligkeitsform auf der Schnittstelle als erweiterter Handlungsspielraum für seine Betreiberinnen. Seit den 1980er Jahren wurden die Salons gelegentlich als Orte der Selbstverwirklichung der Frau betrachtet, auch als »Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur« (von der Heyden-Rynsch 1995).

Manche Strukturen, um deretwegen der ›jüdische Salon‹ als Forum oder Agent der Emanzipation der Juden galt, sind mit den für den Salon angenommenen Geschlechterkonstellationen vergleichbar. Ähnlich wie die Frauenforschung attestierte auch die deutsch-jüdische Historiographie den Berliner Salonieren, dass sie sich »mit dieser Form der Geselligkeit erstmals einen gesellschaftl. Raum [eröffnet haben], innerhalb dessen sie ihre [...] Forderung nach Gleichberechtigung realisieren konnten.« (Mandelartz-Kaufßen 1992: 405) Nicht nur der Umstand, dass bürgerliche und adlige Männer jüdische Häuser ohne ökonomischen Zwang besuchten, wurde und wird als Zeichen wegbrechender gesellschaftlicher Grenzen gedeutet, auch die Zugangsmöglichkeiten zur deutschen Kultur (für Juden) wie zu einer erweiterten Bildung (für Frauen).

In ihrer mehrfachen Grenzüberschreitung werden besonders die Berliner jüdischen Salons seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute positiv wie negativ als Forum oder Symbol der Juden- wie der Frauenemanzipation diskutiert, als Pionierinnen eines »Kultursprungs«, als »Abtrünnige« (Remy 1892: 221–242), die eine Konversionsschwelle auslösten oder sogar als »jüdische Verschwörung« (vgl. Fervers 1989). Seit den 1990er Jahren erschienen dabei, vor allem von Wissenschaftlerinnen, die auf dem Gebiet deutsch-jüdischer Frauen(-literatur)-geschichte arbeiten, Abhandlungen, die nicht die gleichzeitige Überwindung zweier Grenzen, sondern vorrangig die doppelte Ausgrenzung als Frau und Jüdin thematisieren. Dabei wurde auch die Frage nach einem möglicherweise ähnlichen Ausgrenzungsmuster des Weiblichen und des Jüdischen als »des internen Anderen« aufgebracht (vgl. Weigel 1994). In Bezug auf die Salons lautet eine heute zunehmend verwendete Formel, Emanzipation sei hier höchstens auf individueller Ebene vollzogen oder als kurzzeitige Illusion gelebt worden. Wenig gefragt wurde bisher, wie die Gastgeberinnen die Ausgrenzungen (auch vergleichend) empfanden und ihr begegneten.

Die positivistische Sichtweise findet sich ganz aktuell noch auf der Internetseite *EGO Europäische Geschichte Online*: »[D]ie Salons [waren] bis zu den Umbrüchen des frühen 20. Jahrhunderts Ausdruck und Medium einer europäischen Konversations- und Persönlichkeitskultur und leisteten ihren Beitrag zur Emanzipation der Frau« (Dollinger 2017). Hier klingt schon an, was die Rezeptionsgeschichte lange und zum Teil bis heute prägt: Auch Emanzipationsgeschichte ist ambivalent, so steht der Ruf einer großen Romantikerin wie auch der einer erfolgreichen Salonfrau gewissermaßen dem der Autorin selbst noch oft im Wege. Bisweilen geht sogar Wissen dahinter verloren: Dass die Übersetzungen von Henriette Herz zeittypisch anonym erschienen, um deren Autorschaft aber im 19. Jahrhundert durchaus gewusst wurde, heute wieder kaum bekannt sind, kann durchaus auch als ein Ergebnis der Salonforschung gelten, in der ihr ganzes Leben nach dem frühen Tod ihres Mannes fast komplett unbeachtet geblieben ist. Das Dekorum weiblicher Zurückhaltung besitzt anscheinend noch in der Rezeptionsgeschichte des 21. Jahrhundert einiges an Wirkmächtigkeit. Ebenso wie die Aura der ›Salon-Begegnungen‹: So wurde auf der Kon-

ferenz zu Henriette Herz 2014 noch der Vorschlag debattiert, ob man, statt ihrer eigenen fragmentarischen Erinnerung, nicht die verfälschten weiter nutzen wolle, weil sie so schön seien (vgl. Lund/Schneider/Wels 2017).

Die Rezeptions- und Forschungsgeschichte zum Salon um 1800 ist so anno 2022 weiterhin von drei wesentlichen Tendenzen geprägt: Erstens findet eine eher positivistische Fortschreibung der ›legendären Berliner Salons‹ statt, sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht als Einordnung des Phänomens in eine Geschichte »kommunikationsgenerierender Kulturräume« (Unfer-Lukoschik 2008) als auch auf populärwissenschaftlicher Ebene als Bedürfnis nach Wiederbelebung oder anekdotischer Erinnerung der »Gesprächskünstlerin, die gleichberechtigt mit den großen Geistern der Epoche verkehrte« (Nolte 2021: Cover). Zweitens wirbt die kritische Salonforschung auf der Grundlage der Hinterfragung des ›Mythos‹, zumindest aber des mit dem Salon verbundenen ›Gruppenbildes‹ zur Betrachtung einzelner Frauen als Autorinnen eigenen Rechts und schafft unter anderem durch die *Kritische Edition Rahel Levin Varnhagen* dafür die Grundlage. Somit könnte man zumindest für Berlin formulieren, dass ›der berühmte jüdische Salon‹ gleichzeitig de- und rekonstruiert wird.

Drittens kommt es zur Rückbindung des Themas in andere Forschungszusammenhänge, zum Beispiel in die Geselligkeitsforschung oder die Aufklärungsforschung. Dabei gibt es sowohl erfreuliche Entwicklungen, die Lese- und Diskussionspraktiken neu bewerten, und Salonieren als Maskilot, also selbständige Akteurinnen der Aufklärung neu betrachten (vgl. Schulte 2017, Naimark-Goldberg 2013), wie auch Forschungen, die zwar biographisch oder regional Neues bringen, dabei aber weder den Begriff noch die Rezeption hinterfragen und konsequent von ›bürgerlichen‹ Salons sprechen (vgl. Fromm 2021) – was die Salons in ihrer Entstehung weder in Frankreich noch in Berlin je gewesen sind.

Der fortgesetzten Berufung auf eine ›Salon-Tradition‹, ›Kultur‹ oder ›Bewegung‹ ist 2022 immer noch und wieder die historisch-kritische Analyse der Entstehung und Existenz der jüdischen »offenen Häuser« in Berlin als fragiles »Produkt der zufälligen Konstellation in einer gesellschaftlichen Übergangsepoche« entgegenzusetzen, wie sie spätestens seit der Arbeit Hannah Arendts vorliegt. Arendt definierte den jüdischen Salon als »de[n] soziale[n] Ort außerhalb der Gesellschaft«, der als solche Begegnungen erst ermöglichte (Arendt 2021: 178f.).

Die Ergebnisse quellenkritischer Forschung zu der hier interessierenden Diversität einmal exemplarisch zusammenfassend, darf 2022 festgehalten werden, dass der Fokus auf Prominenz dafür sorgt, dass gesellschaftlich marginalisierte Gästegruppen, die zum Charakter dieser Gesellschaften wesentlich beigetragen haben, etwa die Schauspielerinnen in ihrem damals sozial gefährdeten Status oder die jüdischen Freunde, immer noch oft aus der Salonhistoriographie herausgeschrieben werden: »Schreiben Sie einmal, wenn Mad. Lüdeken, zwei Kinder aus Hamburg, Scholz, Markus, Bing, Fließ, Peschier, Brinckmann, Herr Koch, die Veit, Jettchen,

die Marchetti, und wer weiß was noch in einem Vormittag zu Ihnen kommen.« (Rahel Levin an David Veit, 24.04.1795, in: Varnhagen 1983, Bd. VII.1: 220.) Neben dem schwedischen Adligen Brinckmann nennt Rahel Levin Varnhagens als Gäste an diesem Tag damit gleichermaßen Familienmitglieder, Jugendfreundinnen, einen jüdischen Mediziner (Bing), eine international berühmte Künstlerin und heute wenig bekannte preußischen Beamte. Die Mischung bleibt als Charakteristikum der Treffen, aber in anderem Sinne – insofern sie mehr und immer wechselnde soziale Gruppen beinhaltet. Und es waren zur sogenannten Blütezeit der Salons, etwa zwischen 1780–1800 viele der heute berühmten Gäste nicht ›berühmt‹. So waren die Brüder Humboldt, als sie Henriette Herz und Rahel Levin Varnhagen zu besuchen begannen, Studenten auf der Suche nach Anregung: Dass sie ihren Weg in die Jägerstrasse fanden, lag am Geist der Aufklärung ebenso wie der realen Nachbarschaft (Preußens Judenpolitik erlaubte Wohnungen mitten in der Stadt) und der Anziehungskraft der außergewöhnlich gebildeten Frauen. Die Gruppenzusammensetzung zum Beginn der sogenannten Salonzeit wird dadurch deutlich jünger, aber keineswegs weniger gemischt oder interessant. Denn das Besondere und zum Großteil noch zu Untersuchende bleibt der Umstand, dass viele dieser Beziehungen lebenslang gehalten wurden, über politische und biographische Entfernung hinweg. Im Verlauf dieser Beziehungen liegt ein Potential zum Verständnis der Epoche!

Der ›Berliner jüdische Salon‹ war kein exklusiver Teetisch, sondern ein fortgesetzter Austausch entspannt sich als kommunikatives Netz an und zwischen verschiedenen Teetischen vieler Gastgeberinnen und an und zwischen mehreren verschiedenen Örtlichkeiten Berlins und anderen Orten: Es war ein Gewebe aus kommunikativen Fäden, Gesprächen und Briefen, einander gesandter Literatur, Rezensionen oder Aufmerksamkeiten, entstehend zwischen zahlreichen Personen, die, wenn sie einen Ort verlassen, das Gespräch oft in einen anderen mitnahmen oder von einem Ort aus wieder aufnahmen, von der Dachstube in die Theaterloge oder zur Kur! Durch und in dieser Kommunikation entstand eine Augenhöhe zwischen den immer noch recht- und statuslosen jüdischen Nicht-Bürgerinnen in Preußen und ihren nichtjüdischen, oft aristokratischen Gästen, über gemeinsame Interessen, über das, was sie ›ihre Bildung‹ nannten, auch über das Interesse am Gegenüber und das bewusste Ausblenden von Standesunterschieden.

Festzuhalten bleibt aus heutiger Sicht weiterhin, dass der Status von Rahel Levin Varnhagen oder Dorothea Schlegel als Autorinnen wissenschaftlich als unangefochten gelten kann, wenn er auch in der populären Darstellung ›ihrer Salons‹ nicht immer miterwähnt wird. Auffallend war im Jubiläumsjahr 2021, dass die populären Ehrungen sich wieder wesentlich auf die gesellschaftlichen Verbindungen als Lebensleistung, häufig unter dem Begriff ›Netzwerkerin‹, konzentrierten, und die Wissenschaft sich trotz der bereits vorliegenden fünf Bände Kritischer Edition Briefwechsel mit der Idee eines kommunikativen Werks ›Salon‹ noch schwer tut.

Eben diese Perspektive eröffnet allerdings die Möglichkeit, eine diverse Autor:innen-schaft zu erforschen: »ein unabgeschlossenes [...] ›Werk‹ [...], das von ›Unbedeutenden‹, Ausgegrenzten, die damals ›Frauen‹, ›Juden und [...] ›Demokraten‹ hießen, geschrieben wurde« (Hahn 1997b: 706). Ein weiteres aktuelles Forschungsprojekt, von dem ein neuer Impuls für die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Werk *vieler* am Salon beteiligten Frauen zu erhoffen ist, wird im DFG-Projekt in Weimar zu Schriftstellerinnen in der Sammlung Varnhagen verfolgt.² Und der jüngst veröffentlichte Briefwechsel unter Jugendfreundinnen zeigt eine historisch einzigartige Konstellation von weiblicher, standesübergreifender Solidarität (vgl. Levin Varnhagen 2021).

Salon im Raum

Vergleichend lässt sich festhalten, dass es als neueres Phänomen des 21. Jahrhunderts gelten muss, dass der jüdische Salon und die damit verbundenen Problematiken von Grenzüberschreitung und der Restitution von Grenzen in musealem Kontext erinnert werden. Ausstellungen zu Einzelpersonen und besonders Rahel Levin Varnhagen hat es immer wieder gegeben, vor allem initiiert von der Varnhagen-Gesellschaft. Zuletzt zeichnete diese verantwortlich für die einzige internationale Tagung zu Rahel Levin Varnhagen 2021: stattfindend in Kraków mit dem Schwerpunkt Brief/Werk/Sammlung (»All Ihre Briefe...« 2021).

Der Salon als solcher ist aber deutlich weniger thematisiert worden, was, so ist zu vermuten, etwa am Problem der Darstellbarkeit selbst liegt: Ein originär mündliches, flüchtiges, verflogenes, darüber hinaus mehrstimmiges Phänomen ist als solches im Text oder Ausstellungsraum kaum fassbar. Jedes Zitat kann scheinbar nur zu einer Person oder einem Thema hinführen, ohne aber den Dialog, das vielleicht Mehrdeutige, Ironische, vor allem aber das Sich-Wandelnde darzustellen. Bereits sich ändernde Meinungen und Haltungen einzelner Gäste, wie etwa die ambivalente Beziehung Wilhelm von Humboldts zu »Henriette« oder »Rahel«, die sich in je einer lebenslangen Beziehung mit deutlichen Freundschafts- und Liebesbekundungen wie ebenso deutlichen Distanzierungen ausdrückt, die mit seiner Einstellung zum jeweiligen Anderen (Geschlecht oder »die Juden«) zu tun hat und die schon ganz anders verläuft als die seines Bruders zu denselben Frauen: diese Feinheiten sind in der Größe und Varianz jedes einzelnen Salons nicht darstellbar. Sie werden schon oft in Biographien nicht dargestellt!

Fragt man sich mit der Neugier der Historikerin, was von Salon und Tischgesellschaft im Raume dargestellt wird, fällt auf, dass der Tisch, die Teetasse und »die

2 Vgl. <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/426659774?context=projekt&task=showDetail&id=426659774&vom=17.03.2023>.

berühmten Köpfe« die noch vorherrschenden Motive sind. Das betrifft ›Salons‹ in Dichterhäusern selbst, wie der ›rote Salon‹ Bettina von Arnims im Romantik-Museum in Marburg, aber auch im Deutschen Historischen Museum in der großen Ausstellung zu Hannah Arendt 2021, in der ihre Biographie zu Rahel Varnhagen ein Kapitel erhielt. Dort waren ein Kopf von Humboldt und ein Tisch die ›Marker‹ für den Salon.

Mit Spannung waren hier zwei Neuausrichtungen zu erwarten, die neue Dauerausstellung im Jüdischen Museum Berlin und die Eröffnung des Romantik-Museums in Frankfurt am Main.

Bei ersterem ist zunächst festzuhalten, dass die beteiligten Persönlichkeiten und das Thema mehr Raum erhalten haben als in der letzten Dauerausstellung, die die Umbruchszeit etwas unglücklich auf der Treppe, also verteilt präsentierte. Die Salons sind im Narrativ der Ausstellung unter ›Begegnungen‹ von Jüd:innen und Nicht-Jüd:innen um 1800 im Kapitel »Auch Juden werden Deutsche« eingeordnet, ein im Vergleich zur sonstigen Neuausstellung historisch gehaltener Ausstellungsraum, in dem sich im Wesentlichen Gemälde, Vitrinen und ein Leuchttisch finden. Hier kann anschaulich mit größer werdenden Stadtplänen und zeitgenössischen, seltenen Illustrationen gezeigt werden, dass in Berlin, der einzigen deutschen Stadt ohne Ghetto, die Jüd:innen im Zentrum der Stadt wohnen konnten. Die Kapitel »Begegnungen« und »jüdisches Berlin« zeigen, weiterführend als viele Texte zum Thema Salon, die anderen Begegnungsmöglichkeiten durchaus auf – neben dem Geschäft öffentliche Straßen, das Theater, ausgesuchte Vereine – und leiten die Entstehung der Salons aus der Aufklärung und einzelnen Freundschaften in der vorhergehenden Generation sowie aus der besonderen Bildung der späteren Gastgeberin her. Der Wiedereinzug antijüdischer Vorurteile und die Entstehung des frühen Antisemitismus im Umfeld der Salons werden hier interessanterweise in einem Satz nur gefasst, der sich an das *Manifest der Kommunistischen Partei* anlehnt: »Ein Gespenst geht um in Europa!« Damit, wie mit einem Cliffhanger, endet das Thema auf dem Leuchttisch, die Tischgesellschaft ist wie die Geschichte des frühen Antisemitismus kein eigener Topos: Eine symptomatische Entscheidung eines Museums jüdischer Geschichte in Deutschland, das kein Holocaust-Museum sein will, auch wenn die ›Nachtseite‹ natürlich überall, schon durch die Architektur des Hauses, präsent ist.

So bietet das Jüdische Museum Berlin im Prinzip die Möglichkeit des dreidimensionalen Nachvollzugs zahlreicher Forschungs-Publikationen der letzten Jahre aus der deutsch-jüdischen Kulturgeschichte. Die Leuchttisch-Installation ist auf aktuellem Forschungsstand und innovativ gestaltet, aber die Installation selbst (der Tisch steht niedrig und man muss sich weit herunterbeugen, um einzuschalten) wird von wenigen tiefergehend benutzt. Auch für die Entwicklung und Sicht der Frauen selbst ist hier, logischerweise, wenig Raum, auch wird auf ihre Autorschaft fast nicht eingegangen.

Mit den eigenen Aussagen Rahel Levin Varnhagens arbeitet, und hier in einer eigenen, ihr gewidmeten Station unter dem Titel »Gelebte Gleichheit«, das neue Romantik-Museum in Frankfurt am Main. Die Station ist als Halb-Relief gestaltet: Aus einer lebensgroß gezogenen historischen Zeichnung des Salons ragt ein halber Tisch, darauf steht mit Zitaten bedrucktes Geschirr. Aus dem Kurator:innen-team wurde bekannt, dass es durchaus Streit über die Auswahl der Zitate gab, unter anderem zur Frage der Geschlechterrollen sowie zu Rassismus und Ausgrenzung. Über die biographische und literarische Einordnung Rahel Levin Varnhagens wurde auch debattiert, so dass man letztendlich in einem klugen Schachzug entschied, keine eindeutige ›Rahel-Perspektive‹ auf den Salon zu suchen, sondern die Perspektive Hannah Arendts darzubieten. Auf die Rolle Rahel Levin Varnhagens als Autorin wird damit weniger eingegangen, wie das Museum überhaupt, trotz vielfacher Einbettung weiblicher Gestalten ins Szenario, die besonders aktive Rolle der Autorinnen in der Romantik wenig thematisiert.

Dafür bekommt die Tischgesellschaft eine Darstellung auf aktuellem Forschungsstand im Romantik-Museum (s.u.), was angesichts ihrer holprigen Definitionsgeschichte und bis heute unterschiedlicher Deutung keine Selbstverständlichkeit ist und viel über aktuelle Erkenntnisinteressen aussagt.

Romantische Ausschlüsse?

Eine der genauesten und schärfsten Analysen erfuhr die Tischgesellschaft bereits von ihrem Zeitgenossen Saul Ascher, einem jüdischen Aufklärer, der früh vor der Verbindung von Judenfeindschaft und Nationalismus warnte. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Tischgesellschaft setzte erst Ende des 19. Jahrhunderts ein und wurde bzw. wird bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg und in Teilen der Rezeption bis heute von den Arbeiten Reinhold Steigs geprägt, der in *Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe* diesen als Nationalisten portraitierte und seine Zeitschrift *Berliner Abendblätter* als Organ der Tischgesellschaft verstand. Beide seien als patriotische ›neue Bewegung‹ Angriffen jüdisch-liberaler Verfolgung ausgesetzt gewesen (vgl. Steig 1901).

Die Verdrehung von Ursache und Wirkung in Bezug auf die zeitgenössische Kritik, die erst nach den antisemitischen Tischreden erfolgte, hält sich zum Teil bis in heutige Interpretationen. Besonders Steigs Ansicht von der Tischgesellschaft als eine Versammlung von Junkerfronden hielt sich über 100 Jahre, trotzdem die Mitgliederlisten eine andere Analyse erlaubt hätten. Da Steig am Nachlass der Gesellschaft gearbeitet hat, wurde seine zitatenreiche Analyse in der Folge zum Quellensatz, obwohl der Nachlass in Weimar weiter einsehbar war. Die Tischgesellschaft wurde trotz gegenläufiger Einzeldarstellungen zum »patriotischen Verein« und zum symbolischen Gut antisemitischer Forscher. Ebenso wie Steig sich weigerte, Quellenpu-

blikationen von Ludwig Geiger zu berücksichtigen, den er als einen der »widerwärtigsten betriebsamsten Literaturjuden« (zitiert nach Nienhaus 2003: 298) bezeichnete, nahm eine nationalsozialistische Germanistik sie zum Vorbild überzeugter Judenfeindschaft. Eine intensive Arbeit an den Quellen ergab sich erst Generationen später, trotz der Hinweise von Experten: »Eine vollständige und kommentierte Edition der gesamten Papiere der TG würde gewiss manches in unserem Bild der Berliner Romantik zurechtrücken, wenn das Bild dadurch auch nicht verschönert würde.« (Kreutzer 1968: 211)

Interessant ist die Wechselwirkung der Erforschung von Salon und Tischgesellschaft. Bereits die NS-Germanistik deutete die Tischgesellschaft als Gegenbewegung gegen jüdischen Einfluss in der Kultur. Mit zunehmender Interpretation des Salons in der Nachkriegsgermanistik als »deutsch-jüdischer Symbiose« wurde die Tischgesellschaft zunehmend als »counter-salon« behandelt (Hertz 1991: 271). All diese Interpretationen bauen auf dem Missverständnis auf, dass es vor 1806 eine einflussreiche Salonbewegung und danach nur ganz wenige oder gar keine jüdischen Salons in Berlin mehr gegeben habe. Tatsächlich hat sich das Spektrum der Gastgeberinnen bereits seit etwa 1800 deutlich erweitert und damit auch das Verhältnis mancher Gäste zu ihren Gastgeberinnen – die aber dennoch weiter ein offenes Haus hielten und mit der veränderten Einstellung ihrer Gäste zum Teil offensiv umgingen! Am Beispiel vor allem noch ungedruckter Briefwechsel zwischen jüdischen Freundinnen und mancher ihrer engen nichtjüdischen Freunde, beispielsweise zwischen Rahel Levin Varnhagen und Gustav von Brinckmann, wird deutlich, dass die jüdischen Gastgeberinnen von den ambivalenten Einstellungen ihrer Gäste durchaus wussten und offen damit umgingen. So unterschied Rahel Levin Varnhagen zwischen »Judenhass« und »bloßem« »Judenschimpf« bei verschiedenen Bekannten (vgl. Lund 2012). Auch Mendelssohns Tochter sah einigen Freunden ihren pauschalen »Judenhass« nach. Sie wollte zum Beispiel dem als Judenfeind bekannten, mit ihr aber befreundeten Philosophen Fichte ihre Möbel verkaufen und schrieb ironisch: »wird doch seinen JudenHaß [sic!] wenigstens damit sanctioniren, dass er sie mir Christlich [sic!] bezahlt!« (an Friedrich Schleiermacher, 06. Januar 1800, in: KFSa 25: 40).

Die jüngere Forschung zur Tischgesellschaft seit etwa den 1980er Jahren hat einen wesentlichen Schwerpunkt auf deren antisemitischen Positionen und Texten gelegt (vgl. den Forschungsbericht bei Nienhaus 2003). Dabei werden die Begriffe antijüdisch und antisemitisch oft alternierend und manchmal im selben Text verwendet. Zahlreiche Texte diskutieren eben diese Frage, ob Achim von Arnims Tischrede *Über die Kennzeichen des Judenthums* mit ihrer Aneinanderreihung judenfeindlicher Stereotype und der Diskussion angeborener jüdischer Merkantilität und/oder seine grotesk-brutalen Experimente von der chemischen Auflösung der Juden das Antijüdische des Mittelalters auf die Spitze treibt oder der moderne/rassistisch begründete Antisemitismus hier frühen Ausdruck findet. Manchmal wird eine inhalt-

liche klare Analyse aber durch verharmlosende Begriffe, wie zum Beispiel »romantische Judenschelte« (Mauser 1989: 80) wieder entschärft, aber kaum eine Arbeit, die die Tischreden als solche in den Blick nimmt, kommt ohne Diskussion und Nutzung des Begriffs Antisemitismus aus.

Einen bedeutenden Wendepunkt in der Forschungsgeschichte markieren Stefan Nienhaus quellenbasierte Analysen inklusive aller bis dato bekannter Texte der Tischgesellschaft (Nienhaus 2003, von Arnim 2008). Sie belegen, dass »ohne Zweifel das Gros der Mitglieder den gesellschaftlichen Veränderungen in Preußen grundsätzlich positiv gegenüber« stand (Nienhaus 2003: 334), was, vor dem Hintergrund der damit verbundenen Emanzipationsdebatten, den Antisemitismus besonders brisant macht. Damit verbindet sich die bis heute nicht beantwortete Frage, ob Männer, die sonst keineswegs als Judenfeinde bekannt waren, sich über derart aggressive Abgrenzungsmarkierungen, verbale, wie Arnims Tischrede über die »Kennzeichen«, die ein ganzes Arsenal an Stereotypen von der Listigkeit bis zum Geruch der »verkappten Jüdin« (vgl. von Arnim 2008: 107–127) enthält, und symbolische, wie der ewige Schinken auf dem Tisch und Vernichtungsfantasien amüsieren können, bzw. besser den Verein danach nicht zu meiden hätten.

Bis heute wird der Antisemitismus der Tischgesellschaft zum Teil mit der krisenhaften historischen Situation Preußens erklärt. Viel vertreten wird in literatur- und kulturgeschichtlicher Darstellung die Ansicht, dass bei eingestandener Gegnerschaft der Tischgesellschaft zur Judenemanzipation das einigende Band »vor allem der Hass gegen Napoleon und die französische Hegemonie [war], die durch ein vaterländisches Bündnis abgeschüttelt werden sollte.« (Bienert 2022: 47) Aus literaturwissenschaftlicher Textinterpretation der Reden von Arnim und Brentano wird dazu ergänzt, auch bei vorausgehender deutlicher Analyse antisemitischer Elemente der Reden, dass die Invektiven gegen Juden und Philister gewissermaßen eine Art Ersatz-Hass waren oder vor allem romantischem Drastik-Verständnis entsprechen (vgl. Hirsch 1994). Werke, die sich »nur« mit dem Ausschluss von Juden und Frauen und nicht mit den Tischreden-Inhalten beschäftigen, kommen dagegen eher zu dem Schluss, dass sich die Tischgesellschaft nur vom Prozess der Judenemanzipation »distanzierte« oder eine zeittypische antijüdische Haltung vertrat.

Auffällig sind Nebenbemerkungen von Forschenden der Literaturwissenschaften, die davor warnen, aus der Perspektive der Nachholocaustlebenden Arnims Texte oder die Tischgesellschaft allzu schnell mit dem Begriff Antisemitismus zu etikettieren, was die Gefahr seiner Wiedergeburt erhöhe (vgl. ebd.: 159). Forschenden, die sich mit Judenfeindschaft beschäftigen, sind die Problematik des Begriffes Antisemitismus sowie die Entwicklungswege und Spielarten der Judenfeindschaft bewusst. Eine »Identifikation der romantischen Phantasmagorie des Judentums mit dem nationalsozialistischen Mordprogramm« (Hartwich 2005: 163) hat so im Forschungszusammenhang nicht wirklich stattgefunden. Allerdings wird im aktuellen kulturpolitischen Kampf gegen Antisemitismus dieser Bogen aktuell

mehrfach geschlagen, als ein historisch begründetes ›Wehret den Anfängen!‹ In der jüngsten Auseinandersetzung um die Namensgebung der Beuth-Hochschule in Berlin wurde beispielsweise von einem Gutachter zurecht drauf hingewiesen, dass der »Obersteuerrath« Peter Beuth nicht nur Mitglied der Tischgesellschaft war, sondern dort selbstgewählt antisemitische Reden geschwungen hat. Als Begründung für die dringend geforderte Namensänderung stellte der Gutachter fest, die Tischreden seien »als Vorläuferstruktur des eliminatorischen Antisemitismus zu qualifizieren.« (Bühl 2017: 55) Nachdem ein anderes Gutachten den Antisemitismus Beuths als zeittypisch und daher nicht als Grund für Namensänderung analysierte, kam es zur Debatte. Wichtig war hier die Gesamtschau der Mitgliedschaft in der Tischgesellschaft sowie der dort gehaltenen antisemitischen Reden und das weiterführende Engagement gegen die Judenemanzipation. Gegenüber den zahlreichen, zum Teil kruden Argumenten gegen die Umbenennung, verwies die Schule auf ihr toleranz- und diversitätsorientiertes Leitbild: »Gleichwohl hat diese Hochschule durchaus den Anspruch [...] gesellschaftliche Schranken zu überbrücken, Vorurteile abzubauen sowie den Dialog zwischen den Kulturen zu fördern« und damit »ihren Beitrag zu einer humanen Gemeinschaft« zu leisten (Brockmann 2019).

Poetische Mobilmachung

Eine Ausstellung, in der die Deutsche Tischgesellschaft inszenatorisch dargestellt oder auch nur als Phänomen historisch thematisiert wird, gibt es noch nicht. Im Jüdischen Museum Berlin fehlt sie als Thema der Ausstellung ganz. Der Schwerpunkt des Museums in Wiepersdorf, des ehemaligen Wohnsitzes der Arnims, hat sich mit der Errichtung der Stiftung auf die Gesamtgeschichte des Hauses verlagert, so dass die Nachfolgeeinrichtungen einen größeren Raum bekommen. Was eine Verantwortung für das intellektuelle Erbe Arnims aber keineswegs ausschließt, so hat die Stiftung 2021/22 ein Kurzzeitstipendium ausgeschrieben zur Erforschung der Tischgesellschaft, dem das aktuelle Erkenntnisinteresse eingeschrieben ist: »Die deutsche Tischgesellschaft von 1811: Romantische Geselligkeit, Geschlechterpolitik, Antisemitismus [...] Aufschlüsse über die Sehnsüchte nach einer ethnisch und kulturell homogenen Gesellschaft unter Bedingung der Auflösung ständischer Strukturen um 1800.« (Schloss Wiepersdorf 2021) Es bleibt zu hoffen, dass diese Förderung weitere nach sich zieht.

Das Deutsche Romantik-Museum präsentiert und diskutiert die Tischgesellschaft unter dem deutlichen Kapiteltitle »Poetische Mobilmachung«, mit Verweis auf die politische Funktion der Literatur, die nationalistische oder antisemitische Tendenzen nicht nur abbildet, sondern auch befeuern kann. Obzwar der Schwerpunkt auf Kleists *Germania* liegt, gibt der Text deutlichen Bezug zum Emanzipationsedikt und spricht von rassistischem Antisemitismus der Tischgesellschaft.

Eine Auseinandersetzung mit den Texten wird aber nicht direkt angeboten, im Unterschied zur *Germania*, die man sich auch vertont anhören kann. Gezeigt wird das Cover der Tischrede von Brentano, zu dem der Text erläutert, dass

die Juden in Brentanos ›scherzhafter‹ Rede als ›von den ägyptischen Plagen übriggebliebene Fliegen‹ titulierte [werden], die man an ›der Börse mit Pfandbriefen‹ einfangen könne. Auch Achim von Arnim und Adam Müller verwenden in ihren Reden traditionelle antijüdische Stereotype, die vor dem Hintergrund des preußischen Emanzipationsedikts, das 1812 die bürgerliche Gleichstellung der Juden in Preußen vorantreibt, aktualisiert und radikalisiert werden. (Freies Deutsches Hochstift 2021)

Die wechselnde, nicht erklärte Begriffsverwendung zwischen antijüdisch und antisemitisch in der Ausstellung deutet auf die Übergangssituation, in der sich die Gesellschaft entwickelt, spiegelt aber auch die unterschiedliche Einordnung der Tischgesellschaft und ihrer Reden wider, wie man sie bis heute findet. Interessant ist hier das Interesse an der Museumseröffnung, insofern sich darin das aktuelle kulturpolitische Mindset spiegelt, als eine Rezension vom Arierparagrafen der Tischgesellschaft sprach, »der die übliche Lesart, den Beginn des rassistischen Antisemitismus erst viel später (frühestens mit, weit lieber noch nach Richard Wagner) zu datieren, doch deutlich in Frage stellt.« (von Sternburg 2021) So zeigt die Rezeption der Eröffnung in der Presse, dass eine gut gemachte aktuelle Ausstellung mehr erreichen kann als jahrzehntelange schriftliche Quellen- oder Romantikkritik. Vielfach fiel so das Wort ›endlich‹ im Zusammenhang mit der Darstellung der Widersprüche der Romantik, die in der Literaturwissenschaft schon immer Thema waren. Die Rezeption schrieb viel mehr zum Antisemitismus als zu den Idealen oder Rahels ›Gelebter Gleichheit‹.

Selbstverständlich stellt sich hier die Frage, die museumspolitisch derzeit viel diskutiert wird, wie ›erwünscht‹ eine Reproduktion oder Ausstellung antisemitischer Objekte oder Diskurse überhaupt sein kann. Besonders die Tischreden Arnims benötigen ja eine wissenschaftliche Rahmung. Dennoch wäre zu wünschen, die unmittelbare Nachbarschaft aufgeklärten, gesellschaftsoffenen und judenfeindlichen Denkens und Handelns, manchmal in einem Kopf, durch begleitete szenische Lesungen oder digital vernetzte Projekte, einem aktuell interessierten Publikum als Vergleichsfolie anzubieten.

Der Umstand, dass die Tischgesellschaft dadurch nun Argument in aktuell politischen Debatten geworden ist und auch im Feuilleton neue Bekanntheit erreicht hat, steht im Kontrast zur noch nicht abschließend beurteilbaren Frage, wie weitreichend ihr Einfluss wirklich war. Ablehnungen der Mitgliedschaft durch prominente Zeitgenossen oder baldiges Austreten sprechen ebenso wie spöttische Kommentare und das breite gesamtgesellschaftliche Angebot dafür, dass es nur ein Angebot

unter vielen gewesen ist, welches aber viele ausprobiert haben. Die Auswertung der neu entdeckten Tagesprotokolle ergibt hier hoffentlich Hinweise auf mögliche innere Weiterentwicklungen in die eine oder andere Richtung wie auch auf die Motive der Teilnehmer. Die aktuellen Funde dürften die These bestätigen, die auch Peter Longerich formuliert hat, dass die Ablehnung der Juden ein Faktor für den Zusammenhalt innerhalb der Tischgesellschaft war (vgl. Longerich 2021: 37).

Wichtige neue Impulse könnten aus einer interdisziplinären Emotionsforschung kommen, die das »romantische Gelächter« über das Groteske mit dem Gefühl des Ressentiments zu einer antisemitischen Abwehrhaltung verbindet (vgl. Jensen 2021).

Viel zu erwarten ist auch vom Forschungsbereich Politische Literatur, der sich mit wachsender Konjunktur politischer Inhalte und medial-politischer Selbstinszenierung von Autor:innen in den letzten Jahren neu konturiert. In diesem Zusammenhang hat Günter Oesterle argumentiert, dass durch die Romantik »politische Literatur den Spielraum eingeräumt [bekommt], Tabus zu brechen« (Oesterle 2018: 313). Die Ausformungen dieser Lizenz, und hier wird Arnims Tischrede genannt, können durchaus grenzwertig sein. Selbst wenn man die Tischreden als »ins endliche ironische Spiel von Achtung und Verachtung« (ebd.: 323) akzeptiert, bleibt aber die Frage der Wirkung. Nicht alle Betroffenen und nicht das breite Publikum haben die Mittel oder den Willen gehabt, die Ironie als solche zu lesen. Die Tischgesellschaft ist ein gutes Beispiel dafür, wie notwendig es ist, Antisemitismus als solchen zu bezeichnen und zugleich zwischen bloßer oder künstlerischer Meinung und – auch kommunikativem – Handeln zu unterscheiden. Wesentlich für die Bewertung der Tischgesellschaft ist ihre öffentliche Selbstinszenierung als repräsentativer Zirkel (vgl. Stanitzek 2006). Mit und nach den Quellenpublikationen von Nienhaus 2003 wurde davon ausgegangen, dass der Antisemitismus nur in den Anfangsjahren zentrales Element der Tischgesellschaft war und man bei den witzigen Tischreden prominenter Romantiker einfach nicht fehlen wollte. Die 2020 aufgetauchten Protokollbände der Tischgesellschaft bis 1826 können hier neue Einsichten vermitteln. In einer ersten Analyse hat Nienhaus selbst 2022 darauf verwiesen, dass hier enthaltene Tischreden »die nicht nur im Gründungsjahr dominierende antisemitische Tendenz der Vereinigung bestätigen« (Nienhaus 2022: 189). Interessant dürfte das Verhältnis der Tischgesellschaft zu ihrem publizistischen Opponenten, dem jüdischen Aufklärer Saul Ascher sein, den sie zu einem Hauptfeind kürt und gegen den sie rechtliche Schritte erwägt. Die Annahme, sich zur Verteidigung des eigenen Antisemitismus rechtlich wehren zu müssen, sagt einiges über den Zustand der Judenemanzipation in Preußen 1815.

Gespräche im Raum – Brücken über die Epochengrenzen

Jedes Ausstellungsprojekt zum Thema Geselligkeit steht vor der doppelten Herausforderung, genauso wie ihre Erforschung: das Eigentliche, Interaktive, Mündliche ist verflogen und nur maximal momenthaft darzustellen, wenn und wann die Überlieferung es erlaubt. Auch die Hoffnung, die vielseitige Verbindung mit Hilfe moderner Netzwerkforschung zu verschiedenen historischen Zeitpunkten durch variable Netze digital abzubilden, kann höchstens ein Näherungswert sein, der aber nur schriftliche Verbindungen abbilden kann, kaum direkte Begegnungen. Und auch diese Abbildung scheitert eigentlich am paradoxen Verhältnis schriftlicher und mündlicher Kommunikation, da häufig nur in Phasen engen persönlichen Umgangs weniger schriftlich ausgetauscht wurde – und, wie zuletzt Barbara Hahn zum Briefwechsel Rahel Levins mit ihren Jugendfreundinnen bemerkte, Phasen des Nichtkontakts vielerlei Ursachen haben können, die auf mangelnde innere Nähe gar nicht schließen lassen müssen (vgl. Hahn 2021). So ist diese historisch einzigartige Konstellation bisher (nur) im Briefband vereinigt – und auch diese Rekonstruktion verdankt sich der Entscheidung des Herausgeberinnenteams, nicht der Prominenz der Beteiligten, sondern real existierenden Freundschaften Raum zu geben. Durch diese Editionspraxis verschiebt sich das Bild der Saloniere in Richtung historischer Gruppen-Konstellationen und in Richtung Solidarität derer, die sich am Rande der Gesellschaft bewegen, entweder qua (jüdischer) Herkunft, qua Beruf (Schauspielerin) oder aufgrund der Notsituation einer ungewollten Schwangerschaft.

Trotz dieser Schwierigkeiten fällt auf, dass die Stadt Berlin bisher nicht wirklich versucht hat, ihrer bedeutenden Tradition literarischer und emanzipatorischer Geselligkeiten mit einer öffentlichkeitswirksamen Ausstellung Rechnung zu tragen – weder zu ihrer ›berühmten Salontradition‹, die in vielen Darstellungen immerhin bis 1914 währte, noch die Berlin charakterisierende und in einem Akademieprojekt detailliert erforschte Geselligkeitsvielfalt in der Berliner Klassik. Auch im zweifachen Jubiläumsjahr 2021 fand kein Projekt einer Ausstellung mit Salonformaten zu dessen Ehren Anklang bei einem Berliner Museum. Lediglich das Berliner Knoblauchhaus, ein Stadthaus aus dem Biedermeier und dieser Epoche gewidmet, gestaltete zwei Räume unter dem Titel »Salon«, die ästhetisch ansprechend allerdings nur die Vernetzung der Familien Knoblauch in die Berliner Geselligkeitsszene der 1820er Jahre thematisiert. Das besondere Grenzüberschreitende, die Entstehung oder der jüdische Hintergrund der Salons werden hier nicht einmal erwähnt. Hingegen thematisiert beispielsweise Weimar, wenngleich meist positivistisch historisierend, regelmäßig seine Geselligkeitskultur, und das Jüdische Museum Wien zeigte 2018 eine große Ausstellung zu *The Place to Be: Salons als Ort der Emanzipation?* Ein Fragezeichen war mitgedacht – inhaltlich wie optisch gleichermaßen wurden die Tradition präsentiert und Hinterfragungen angeboten. Natürlich profitiert die

Wiener Salontradition, die im eigenen Verständnis bis 1938 reichte, vom Zeitalter der Fotografie, dem Reichtum der Protagonisten, ihrer engen Verbindung mit dem Adel und die Ausstellungsmacher:innen von einer in jeder Hinsicht reicheren Überlieferung (Gemälde, Kleidung, Mobiliar). Doch war einer der eindrucksvollsten Räume schlicht mit Spiegeln verkleidet, die ihre Betrachter mit Zitaten konfrontierten: Hätte ich das gesagt, stimmt mein Gesicht den historischen Worten zu? Ein Eintauchen in die Diskurse ist auch im Museum möglich.

Das Jüdische Museum Berlin geht in ihren Installationen einerseits noch einen Schritt weiter, um seine Besucher:innen im Wortsinne ins 18. Jahrhundert »zu ziehen«. So kann man sich im Raum, der den Begegnungen um 1800 gewidmet ist, fotografieren lassen und sein Gesicht in das Portrait einer historischen jüdischen Persönlichkeit, wie etwa das berühmte Portrait der Henriette Herz als Hebe, hinein-morphen. Andererseits führt die sonstige Präsentation weitgehend unerklärter Portraits großer Aufklärer nicht notwendig zu Erhellung. Beim Detailstudium für diesen Artikel geschah es, dass ein Paar vor dem berühmten Dreier-Portrait Mendelssohn/Lavater/Lessing stehen blieb und erläuterte: »Das hier muss Mendelssohn sein, das erkennt man an der Nase!«

Auch gut bestückte Wandvitrinen erfreuen eher die Kenner- oder Bildungsbürger:innen mit bekannten Schätzen. Bücher und Porzellan deuten auf den Prozess der bürgerlichen Verbesserung der Jüd:innen in Berlin und Preußen im doppelten Sinne: etwa von Dohms und Mendelssohns Werke zur Emanzipation der Jüd:innen, umrahmt vom Porzellan der Familie Itzig als einziger Familie, die vor 1800 »naturalisiert«, also christlichen Bürgern gleichgestellt wurde. Die von einem modernen israelischen Künstler abstrahierten Zeichnungen einer Teekanne links und ein Portrait der Dorothea Schlegel rechts schaffen eine optische Verbindungslinie vom freundschaftlichen Austausch in der Mendelssohn-Generation zur Emanzipation der Salon-Generation.

Es scheint, als sei Geselligkeit nur in Portraits, Schriften und Teetassen zu erzählen. Im Raum greifen Ausstellungen auch mit dem begleitenden Tisch darauf zurück. Gibt es keine anderen Möglichkeiten, Geselligkeiten und Begegnungen darzustellen? Selbst andere Möbel der Geselligkeiten würden andere Assoziationen zulassen, wie zum Beispiel ein einladendes Sofa, auf dem man flüchtige neue Bekanntschaften im Museum machen und so das neue Aufgeschlossene in die Besucher:innen senken lassen könnte. So man die Aufhebung historischer Distanz mag, wäre eine VR-Brille eine Möglichkeit, am vielzitierten Teetisch Platz zu nehmen. Eine Einladung zur Debatte wäre denkbar im Sinne eines Gesprächs mit computergenerierten Gastgeber:innen, das mit einem Frage-Antwort-Komplex zum Nachdenken anregt. Sogar mit den Originaltönen, etwa Briefzitate, wäre eine lebendigere Gestaltung durchaus denkbar und vielleicht einen Versuch wert! In der Ausstellung in Wien 2018 lief ein Videobeitrag, in dem symbolisch in einem Salon des 18. Jahrhunderts eine besonders diverse moderne Gruppe am historischen

Teetisch, mit quer markierten, ebenso wie mit verschleierte Persönlichkeiten gezeigt wurde, die über Grundsatzfragen wie Freiheit debattierte. Die Irritation bei den Besucher:innen führte zur Frage, wie eine Übersetzung des Salon-Formats ins Heute aussähe.

Die aktuelle Museumsforschung konstatiert einen Trend zur Demokratisierung auch in Literatur und Dichtermuseen (vgl. Spring/Schimanski/Aarbakke 2022: 4). Der Weltmuseumsverband ICOM diskutiert seit mindestens 2019 Museen als vielstimmige, partizipative Orte – auch dafür könnte die Auseinandersetzung mit der Vielstimmigkeit um 1800 einen passenden Einstieg bieten. Der literarische Salon könnte noch mehr als bisher, und auch in seiner Verbindung zur Tischgesellschaft, daraufhin als Exempel untersucht werden, wann sich die Tendenz, Differenzen zu überbrücken und Diversität wertzuschätzen, in die gegenläufige Tendenz verwandelt hat, Differenzen zu markieren und abzulehnen und wie damit umgegangen wurde.

Neben solchen Diskursen im Museum bleibt immer noch die Installation als Ausdrucksform, die die Ambivalenz der Begegnung und ihre Kurzlebigkeit, den utopischen Moment, der aber tatsächlich gelebt und gegen Ressentiments verteidigt wurde, am besten zum Ausdruck bringt. Zum Beispiel das Denkmal *Der verlassene Raum* am Berliner Koppenplatz, ein leerer Tisch, in Bronze gegossen mit umgeworfenen Stühlen. Insoweit ein Tisch symbolisch für das daran stattfindende Gespräch steht, so symbolisiert der für immer verlassene Tisch das Ende dieses Sprechens. Und so ließe sich das Denkmal als Illustration des berühmten Zitates Gershom Scholems von der historischen Unmöglichkeit eines »deutsch-jüdischen Gespräches« (Scholem 1995: 7) lesen. Zugleich aber erinnert das Denkmal an das Dagewesen-Sein solcher Tische, an denen man gemeinsam saß, Tee trank und debattierte. Das ›Wie‹ seines Endes konfrontiert Betrachtende und Forschende bis heute mit der Frage, wie der Beginn dieses Dialogs einzuschätzen sei. Man möchte den Stuhl heranrücken und – mithören.

Bibliografie

- »All Ihre Briefe...« (2021): Schreiben, Sammeln, Überliefern. Rahel Varnhagen und die Varnhagen-Sammlung. Wissenschaftliche Tagung des Instituts für Germanische Philologie der Jagiellonen-Universität Krakau, der Varnhagen Gesellschaft e.V., des Instituts für deutsche Sprache und Literatur I der Universität zu Köln und der Biblioteka Jagiellońska Krakau aus Anlass des 250. Geburtstags von Rahel Varnhagen, <https://ifg.filg.uj.edu.pl/rahel-250> vom 13.03.2023.
- Arendt, Hannah (2021): »Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin«, in: Dies., Kritische Gesamtausgabe. Complete Works. Critical Edition, hg. v. Barbara Hahn, Bd. 2, Göttingen: Wallstein.

- von Arnim, Achim (1992): Werke in sechs Bänden, hg. v. Roswitha Burwick/Jürgen Knaack/Hermann F. Weiss, Bd. 6, Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- von Arnim, Achim (2008): Werke und Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 11: Texte der deutschen Tischgesellschaft, hg. v. Stefan Nienhaus, Tübingen: M. Niemeyer.
- Bienert, Michael (2022): Das romantische Berlin. Literarische Schauplätze, Berlin: vbb.
- Blänkner, Reinhard (2019): »Die ›gebildeten Stände‹. Neuständische Vergesellschaftungen um 1800«, in: Manfred Hettling/Richard Pohle (Hg.), Bürgertum. Bilanzen, Perspektiven, Begriffe, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 107–135.
- Brockmann, Heiner (2019): »Für und Wider einer Namensänderung der Beuth Hochschule«, <https://prof.bht-berlin.de/brockmann/initiative-zur-umbenennung-der-hochschule/fuer-und-wider-einer-namensaenderung-der-beuth-hochschule/> vom 13.03.2023.
- Bühl, Achim (2017): Stellungnahme zum Antisemitismus des Peter Beuth (1781–1853). Informations- und Diskussionspapier, https://www.bht-berlin.de/fileadmin/oe/praesidium/portraet/beuth-diskurs/Beuth_Stellungnahme_Buehl.pdf vom 13.03.2023.
- von Dohm, Christian Conrad Wilhelm (1781): Über die bürgerliche Verbesserung der Juden, Berlin: Nicolai.
- Dollinger, Petra (2017): »Salon«, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. v. Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), <https://www.ieg-ego.eu/dollingerp-2017-de> vom 13.03.2023.
- Erb, Rainer/Bergmann, Werner (1989): Die Nachtseite der Judenemanzipation. Der Widerstand gegen die Integration der Juden in Deutschland 1780–1860, Berlin: Metropol.
- Fervers, Kurt (1989): Berliner Salons. Die Geschichte einer großen Verschwörung, Struckum: Selbstverlag.
- Freies Deutsches Hochstift (2021): Mediaguide zur Romantik-Ausstellung, Kapitel »Germania«, <https://freies-deutsches-hochstift.de/mediaguide/romantik-ausstellung/2-obergeschoss/germania/der-philister-vor-in-und-nach-der-geschichte-scherzhafte-abhandlung/> vom 13.03.2023.
- Fromm, Waldemar (Hg.) (2021): Münchner Salons. Literarische Geselligkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet.
- Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hahn, Barbara (1997a): »Der Mythos vom Salon. ›Rhels Dachstube‹ als historische Fiktion«, in: Hartwig Schultz (Hg.), Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zur Theorie und Geschichte des Salons, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 213–234.

- Hahn, Barbara (1997b): »Nachwort und Dank«, in: Rahel Levin Varnhagen, Briefwechsel mit Pauline Wiesel, Edition Rahel Levin Varnhagen, hg. v. Barbara Hahn/Ursula Isselstein, Bd. 1, München: C.H. Beck, S. 705–732.
- Hahn, Barbara (2021): »Nachwort«, in: Rahel Levin Varnhagen, Briefwechsel mit Jugendfreundinnen, Edition Rahel Levin Varnhagen, hg. v. Barbara Hahn/Ursula Isselstein, Bd. 5, Göttingen: Wallstein, S. 997–1022.
- Hartwich, Wolf-Daniel (2005): *Romantischer Antisemitismus. Von Klopstock bis Richard Wagner*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hertz, Deborah (1991): *Die jüdischen Salons im alten Berlin. Aus dem Amerik.* von Gabriele Neumann-Kloth, Frankfurt a. M.: Anton Hain.
- von der Heyden-Rynsch, Verena (1995): *Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur*, Reinbek: Rowohlt.
- von Hippel, Theodor Gottlieb (1792): *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*, Berlin: Vossische Buchhandlung.
- Hirsch, Helmut (1994): »Frauen, Franzosen, Philister und Juden«. Zu den Abschlussklauseln der Tischgesellschaft«, in: Heinz Härtl/Hartwig Schultz (Hg.), »Die Erfahrung anderer Länder«. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Achim und Bettina von Arnim, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 154–164.
- Jensen, Uffa (2021): »Häme als Ressentimentverbindung. Wie und warum man im frühen 19. Jahrhundert Juden verlachte«, in: Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), *Emotionen und Antisemitismus*, Göttingen: Wallstein, S. 167–189.
- Jüdisches Museum Berlin (2021): Dauerausstellung »Jüdische Geschichte und Gegenwart in Deutschland«, seit August 2020.
- Jüdisches Museum Wien (2018): Sonderausstellung »The Place to Be: Salons als Orte der Emanzipation?«, 30. Mai 2018 bis 14. Oktober 2018.
- Koselleck, Reinhard (1979): »Einleitung«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhard Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart: Klett-Cotta, S. XIII–XXVII.
- Kreutzer, Hans Joachim (1968): *Die dichterische Entwicklung Heinrichs von Kleist. Untersuchungen zu seinen Briefen und zu Chronologie und Aufbau seiner Werke*, Berlin: E. Schmidt.
- Levin Varnhagen, Rahel (2021): *Briefwechsel mit Jugendfreundinnen*, Edition Rahel Levin Varnhagen, hg. v. Barbara Hahn/Ursula Isselstein, Bd. 5, Göttingen: Wallstein.
- Liebsch, Burkhard/Stegmaier, Werner (2022): *Orientierung und Ander(s)heit. Spielräume und Grenzen des Unterscheidens*, Hamburg: Meiner.
- Longerich, Peter (2021): *Antisemitismus. Eine deutsche Geschichte*, Berlin: Siedler.
- Lund, Hannah Lotte (2012): *Der Berliner »jüdische Salon« um 1800. Emanzipation in der Debatte*, Berlin/Boston: De Gruyter.

- Lund, Hannah Lotte/Schneider, Ulrike/Wels, Ulrike (Hg.) (2017): Die Kommunikations-, Wissens- und Handlungsräume der Henriette Herz (1764–1847), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mandelartz-Kaußen, Helga (1992): »Salons«, in: Julius H. Schoeps (Hg.), Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh: Bertelsmann, S. 405.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1848): Manifest der Kommunistischen Partei, London: Office der »Bildungs-Gesellschaft für Arbeiter«.
- Matala de Mazza, Ethel (2009): »Sozietäten (Christlich-deutsche Tischgesellschaft)«, in: Ingo Breuer (Hg.), Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 283–285.
- Mausner, Wolfram (1989): »Der Flor der Republik«. Verdienstbewußtsein und Literatur im absolutistischen Staat«, in: Wolfgang Frühwald/Alberto Martino (Hg.), Zwischen Aufklärung und Restauration. Sozialer Wandel in der deutschen Literatur (1700–1848). Festschrift für Wolfgang Martens zum 65. Geburtstag. Unter Mitw. von Ernst Fischer und Klaus Heydemann, Tübingen: M. Niemeyer, S. 65–83.
- Naimark-Goldberg, Natalie (2013): Jewish women in enlightenment Berlin, Jerusalem: Littman Library of Jewish Civilization.
- Nienhaus, Stefan (2003): Geschichte der deutschen Tischgesellschaft, Tübingen: M. Niemeyer.
- Nienhaus, Stefan (2022): »Bericht über die neu entdeckten Versammlungsprotokolle der deutschen Tischgesellschaft«, in: Neue Zeitung für Einsiedler 16, S. 176–193.
- Nolte, Dorothee (2021): Ich liebe unendlich Gesellschaft. Rahel Varnhagen. Lebensbild einer Salonière, Berlin: Eulenspiegel.
- Oesterle, Günter (2018): »Das Andersartige/Einzigartige literarischer Politik. Stille Nachhaltigkeit und taktvolle satirische Frechheit in der Romantik«, in: Christine Lubkoll/Manuel Illi/Anna Hampel (Hg.), Politische Literatur. Begriffe, Debatten, Aktualität, Stuttgart: J.B. Metzler, S. 309–326.
- Paul, Jean (1960): Sämtliche Werke, hg. v. der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Akademie zur Wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums (Deutsche Akademie) und der Jean-Paul-Gesellschaft, Abt. 3, Bd. 4, hg. v. Eduard Berend, Berlin/Boston: De Gruyter.
- Remy, Nahida (1892): Das jüdische Weib. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. M. Lazarus, Leipzig: G. Laudien.
- Salon Diversity (2021): Website des Diversitäts-Salons, <https://kulturton.com/diversity-salon/vom 13.03.2023>.
- Schlegel, Friedrich (2009): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hg. v. Ernst Behler/Jean-Jacques Anstett/Hans Eichner, Bd. 25, hg. v. Hermann Patsch, Paderborn: F. Schöningh. (= KFSA)

- Schloss Wiepersdorf (2021), https://www.schloss-wiepersdorf.de/de/newsreader/sonders_tipendium-die-deutsche-tischgesellschaft-corinna-kirschstein-forscht-in-wiepersdorf.html vom 27.03.2023.
- Schmitter, Elke (2021): »Rahel Levin Varnhagen. Die Influencerin der Deutschen Romantik«, in: Der Spiegel 21/21 vom 26.05.2021, <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/rahel-levin-varnhagen-die-influencerin-der-deutschen-romantik-a-1d998edo-002-0001-0000-000177604492> vom 13.03.2023.
- Scholem, Gershom (1995): »Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen ›Gespräch‹«, in: Ders., Judaica 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–11.
- Schulte, Christoph (2017): »Die Töchter der Haskala – Die jüdischen Salonière aus der Perspektive der jüdischen Aufklärung«, in: Lund/Schneider/Wels, Die Kommunikations-, Wissens- und Handlungsräume der Henriette Herz, S. 57–70.
- Seibert, Peter (1993): Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz, Stuttgart: J.B. Metzler.
- Spring, Ulrike/Schimanski, Johan/Aarbakke, Thea (2022): Transforming author museums. From sites of pilgrimage to cultural hubs, New York/Oxford: Berghahn Books.
- Stanitzek, Georg (2006): »Starke Sozialgeschichte. (Rezension über: Stefan Nienhaus: Geschichte der deutschen Tischgesellschaft. Tübingen: Max Niemeyer 2003.)«, in: IASLonline vom 14.11.2006, https://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=877 vom 13.03.2023
- Steig, Reinhold (1901): Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, Berlin: Spemann.
- von Sternburg, Judith (2021): »Deutsches Romantikmuseum in Frankfurt endlich eröffnet«, in: Frankfurter Rundschau vom 14.09.2021, <https://www.fr.de/kultur/gesellschaft/das-deutsche-romantikmuseum-in-frankfurt-wird-eroeffnet-wie-tag-und-nacht-90978644.html> vom 13.03.2023.
- Unfer-Lukoschik, Rita (Hg.) (2008): Der Salon als kommunikations- und transfergenerierender Kulturraum/Il salotto come spazio culturale generatore die processi comunicativi e di interscambio, München: Meidenbauer.
- Varnhagen, Rahel (1983): Rahel-Bibliothek. Gesammelte Werke, 10 Bde., hg. v. Konrad Feilchenfeldt/Uwe Schweikert/Rahel E. Steiner, München: Matthes & Seitz.
- Weigel, Sigrid (1994): »Frauen‹ und ›Juden‹ in Konstellationen der Modernisierung – Vorstellungen und Verkörperungen der ›internen Anderen‹«, in: Sabine Schilling/Inge Stephan/Sigrid Weigel (Hg.), Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne, Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 333–351.

